

Bernadette Grawe

Aspekte der Habitus-Entwicklung im Kontext einer Supervision

Ein Fall

Vor einigen Jahren fragte ein etwa 40j. Sozialarbeiter (verheiratet, ein Kind) bei mir nach Einzelsupervision nach, da er seine Leitungsaufgaben und seine Leitungskompetenzen reflektieren wollte. Es stellte sich heraus, dass er inzwischen schon die dritte Leitungsfunktion (in wechselnden Einrichtungen) übernommen hatte und nach wenigen Monaten nun wieder an einer Stelle stand, an der die Konflikte stärker wurden und er sich im Kreis seiner MitarbeiterInnen nicht mehr durchsetzungsfähig fühlte. In den ersten Monaten konnte er das immer durch eine fröhliche und unbekümmert-offene Art kompensieren, aber aktuell befielen ihn erneut Versagensängste und er dachte darüber nach, die Stelle wieder zu wechseln und nun keine Leitung mehr anzustreben. In der Supervision wollte er dies nochmal überprüfen.

Er arbeitete seit seinem Studienabschluss in verschiedenen Behinderteneinrichtungen und leitete aktuell ein Wohnheim für erwachsene geistig behinderte Menschen. In den ersten Sitzungen ging es im Wesentlichen um eine Analyse seiner bisherigen Interaktionsprobleme mit den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, um die Konflikte, die rund um den Dienstplan entstanden, um die Absicherung von Diensten bei Ausfall von MA durch Krankheit, um die Motivation von MitarbeiterInnen dazu, die Fälle genauer zu analysieren und konzeptionelle Reflexionen anzustoßen.

Der erste Blick auf seine Biographie machte deutlich, dass er für die Übernahme einer Leitungsrolle nur wenig Modelle hatte – seine Mutter sei eher depressiv gewesen und sein Vater habe sein Studium nicht wirklich anerkannt und sich auch meistens in seinen Bastelkeller zurückgezogen. Im Verlauf der ersten 10 Sitzungen wurde er erkennbar mutiger, er fand eine klarere Rolle und wurde auch sicherer bei der Handhabung von unangenehmen Entscheidungen. In einer Zwischenauswertung konnte er allerdings auf meine Nachfrage seine Kompetenzen wenig ausdrücken. Die in den einzelnen Sitzungen durchaus sichtbaren Wirksamkeitserfahrungen verschwanden plötzlich wieder und er sagte, die Supervision helfe ihm, sich sicherer zu fühlen, aber er wisse nicht wirklich, was er gelernt habe. Trotzdem wollte er gerne weitermachen. Ich war etwas ratlos, spürte Widersprüchliches. Ich drückte zwar meine Verwunderung darüber aus, dass ihm die Veränderung, die ich gesehen hatte, nicht bewusst wurde, aber ich ließ das zunächst stehen und argumentiere nicht weiter. Wir vereinbarten allerdings, in den nächsten Sitzungen an den dargestellten Problemen etwas genauer auf seine Kompetenzen zu schauen.

In der zweiten Sitzung danach erzählte er plötzlich etwas mehr von seiner Herkunftsfamilie. Dabei ging es um die Schwierigkeiten mit der depressiven Mutter, dem abwesenden Vater und den Geschwistern, die sich beruflich weiter weg orientiert haben. Seine Mutter war vor einigen Jahren gestorben, sein Vater konnte nun nicht mehr für sich allein sorgen und musste in ein Pflegeheim. Seine sonst vorhandene Unbekümmertheit schien wie verschwunden, er wirkte sehr traurig und fast verzweifelt, aber er entdeckte auch, dass seine Durchsetzungsprobleme und seine interaktive Unbeweglichkeit in seiner Rolle Tiefenschichten aufwies, denen er sich bisher noch nicht wirklich gestellt hatte.

Die darauffolgenden Sitzungen waren bestimmt von einer ruhigen und nachdenklichen Erinnerungsarbeit. Er begann zu vergleichen, er erkannte Muster seines Verhaltens, die sich durch sein Leben zogen. Nach und nach wurde er realistischer mit den Erwartungen an sich selbst – aber er konnte nun plötzlich auch erkennen, dass er in den letzten Monaten andere Verhaltensweisen geübt hatte. Seine Stärken und seine Schwächen wurden ihm nüchterner bewusst und er konnte sie genauer beschreiben. Er wich in alltäglichen Konflikten nicht mehr so oft aus, sondern ging deutlicher in die Auseinandersetzung. Nach 20 Sitzungen konnten wir die Supervision gut beenden.

Wenn man den Verlauf dieser Supervision reflektiert, entstehen eine Reihe von Fragen. Warum konnte der Sozialarbeiter, obgleich wir eine Weile seine Rolle erfolgreich reflektiert hatten, seine Lernerfahrungen nicht wirklich ins Wort bringen? Wie könnte man das verstehen? Welche Bedeutung hatte der Blick auf seine biographische Geschichte und die damit verbundene Verzweiflung? Was hat letztlich zu dem dann doch guten Abschluss geführt? Die Beantwortung dieser Fragen wird in dieser Ausarbeitung von der These geleitet, dass ein biographisch erworbener Habitus notwendigerweise durch Krisen gehen muss, soll er sich in Richtung eines professionellen Habitus weiterentwickeln. Im Folgenden wird daher die Habitus-Theorie und ihre Kritik vorgestellt. Schließlich soll am Ende des Artikels der Fall noch einmal betrachtet und angesichts der hier vorgestellten Theoreme eingeordnet werden.

Der Habitus-Begriff

Der Soziologe Pierre Bourdieu war der Meinung, dass wir uns, um die soziale Welt adäquat betrachten zu können, sozusagen „Bifokalbrillen“ anschaffen sollten. Denn die Verhältnisse, die wir in der sozialen Welt betrachten, führten ein Doppelleben – sie existierten einmal „außen“, in einer Art Objektivität erster Ordnung. Damit meint er die materiellen und strukturellen Verhältnisse, die gesellschaftlichen Güter und Kapitalsorten, die die Felder und Lebensbereiche prägen, in denen wir leben. Zum anderen gibt es die Innenwelt, die durch unsere Mentalitäten, unsere Gedanken, Gefühle und Haltungen geprägt wird. Diese Innenwelt

wird, so Bourdieu, von unserem persönlichen „Habitus“¹ bestimmt, den wir in den sozialen Räumen unserer Sozialisation aufbauen und der unser Handeln grundlegend beeinflusst. Wie versteht Bourdieu nun diesen Begriff?

Er geht in einer seiner Veröffentlichungen auf ein Beispiel von Sartre ein. Dieser hatte es in seinem Buch „Das Sein und das Nichts“ vorgestellt. Sartre ist der Auffassung, dass ein Kaffeehauskellner, wenn er sich umzieht, eine Rolle überstreift, die nichts mit seiner Existenz als Person zu tun hat. Bourdieu ist da ganz anderer Meinung – er geht davon aus, dass der Kellner, wenn er die Jacke überstreift, auch zum Kellner wird, weil er sich mit dieser Arbeit und Aufgabe, mit allem, was dazu gehört, identifiziert wie sich das Kind mit seinem sozialen Vater identifiziert. „Sein Körper, in den eine Geschichte eingeschrieben ist, passt sich seiner Funktion an, d.h. einer Geschichte, einer Tradition...“ (Bourdieu 1997, S. 35)

Das genau ist der Habitus: eine innere Disposition, die ein Mensch im Laufe seiner Sozialisation aufgenommen und „inkorporiert“ hat. Mit dieser Disposition kann der Kellner im Kaffeehaus der Erwartung, die ein Kaffeehausbesucher seit Jahrzehnten auch immer an ihn richten wird, schnell und spontan nachkommen. Das bedeutet: Das Feld, der soziale Raum, in den dieser Habitus passt, ist mit seinen Handlungsmustern von einem Kellner genau inkorporiert worden und so folgt sein Habitus den dort erwarteten Routinen. In einem Kaffeehaus besitzt der Kellner einen Sinn für das dort erwartete Spiel und dieser Sinn ist in seinem Habitus verankert.

Damit trägt der für ein Feld, einen sozialen Raum typische Habitus in sich ein tiefes Wissen über die hier geltenden Machtregeln, über geschichtliche und institutionelle Verhältnisse (vgl. Bourdieu 1997, S. 28). Bourdieu geht also nicht einfach von einem durch freiem Willen handelnden Subjekt (Voluntarismus) aus, sondern von einem gesellschaftlich geprägten Akteur – das aber heißt auch: nicht der gesellschaftliche Akteur ist gesellschaftlich determiniert, sondern sein Habitus.

Bourdieu hat diese innere Disposition des Habitus differenziert in Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata. Die Wahrnehmungsschemata strukturieren die alltägliche Wahrnehmung der Welt, es ist der sinnliche, sensuelle Aspekt der praktischen Erkenntnis. Zu den Denkschemata gehören Alltagstheorien und die Muster, mit denen die Akteure ihre Welt kognitiv wahrnehmen, interpretieren und einordnen – eine bestimmte Denk- und Reflexionsrichtung – aber auch die impliziten ethischen Normen zur Beurteilung gesellschaftlicher Handlungen d.h. ihr Ethos und die ihre ästhetischen Maßstäbe zur Bewertung kultureller Objekte und Praktiken, ihr „Geschmack“. Zu einem Habitus gehören schließlich drittens im Verständnis von Bourdieu auch die Handlungsschemata und Muster, nach denen die Akteure handeln – nach denen sie individuelle und kollektive Praktiken hervorbringen.

¹ Eine wichtige Einführung zum Habitus-Begriff haben vor Jahren schon Beate Kraus und Gunter Gebauer vorgelegt: Kraus, B.; Gebauer, G. (2002): Habitus. Bielefeld,

Wichtig ist für unseren Zusammenhang noch die Unterscheidung Bourdieus zwischen Habitus und Hexis. Der Begriff Habitus steht eher für die innere Disposition, die als solche nicht beobachtet werden kann. Hexis dagegen ist eher die körperlich sichtbare Haltung und das Verhalten, in denen man den Habitus erahnen kann². „Man ahmt nicht ‚Vorbilder‘ nach, sondern Handlungen anderer. Die leibliche Hexis spricht unmittelbar die Motorik als Haltungsschema an, das einzigartig und systematisch zugleich ist, weil (...) mit einer Fülle von Bedeutungen und sozialen Werten befrachtet.“ (Bourdieu 1993, S. 136) Bourdieu ist der Auffassung, dass diese Schemata von Praxis zu Praxis auch ohne den Weg über Diskurs und Bewusstsein übertragen werden können. Die bei anderen erlebte Praxis enthalte für denjenigen, der sie einfach übernehme, schlüssige Prinzipien, die auch ohne große Denkanstrengungen als plausibel angesehen und übernommen würden. (Bourdieu 1993, S. 138)

Zum einen ist der Habitus ein System von Grenzen, denn: „Die bestehende Strukturierung des Habitus schließt aus, dass er alles verarbeitet, was in der Welt ist...“ (Krais/Gebauer 2002, S.63f) mit einem bestimmten Habitus ausgestattet, nimmt der Mensch nicht alles wahr, er wählt aus. Aber dass er das und wie er das tut, ist ihm weitgehend unbewusst. Der Mensch muss sich also gelegentlich damit auseinandersetzen, dass sein eher unbewusster Habitus (= die tief in ihm verwurzelten Muster) seinen bewussten Intentionen in die Quere kommt, sich vielleicht gegen alle bewussten Intentionen durchsetzt und diese damit – ihm selbst vielleicht unbewusst – begrenzt. Bourdieu bescheinigt diesem Habitus zum anderen einen Hysterisis-Effekt – in seiner Kohärenz mit der Entstehungsgeschichte in Familie und Gesellschaft hat er eine große Stabilität und Beharrlichkeit. Er ist nicht leicht zu verändern.

Kritik

Bourdieu hat mit diesem Entwurf einer „Theorie der Praxis“ vor allem die Milieu- und die Lebensstilforschung befeuert.³ Er wurde allerdings auch von vielen Soziologen im Blick auf diesen Habitus-Begriff kritisiert. Konsens besteht dahingehend, dass der Begriff wenig ausgearbeitet wurde von Bourdieu. Wie entsteht der Habitus genau? Wie ist er beeinflussbar? Welche Voraussetzungen bestehen für eine Beeinflussung? Bourdieu hat sich im Wesentlichen mit der soziologischen Seite befasst und die dabei möglicherweise naheliegenden psychischen Aspekte wenig in den Blick genommen.

² Vgl. Bourdieu, P. (1993): Sozialer Sinn, Frankfurt, Suhrkamp-Verlag: „die körperliche Hexis ist die realisierte, einverlebte...Disposition“, S.129.

³ So haben z.B. Vester u.a. (1993) in ihrer Erforschung des gesellschaftlichen Milieus diese Theorien Bourdieus aufgegriffen und in ihrer Studie zu ihrer Forschungsgrundlage gemacht.

Die Unbewusstheit des inkorporierten Habitus führt bekanntermaßen dazu, dass er unser Handeln aufgrund der Sozialisation in einem bestimmten Feld grundlegend bestimmt – aber intentional nur geringfügig veränderbar ist. Damit – so die Kritik – macht der Habitus zwar routiniertes Handeln erst möglich, in seiner geringen Beeinflussbarkeit jedoch steckt erhebliches repressives Potenzial. „Gerade wegen ihres so fundamentalen, intentional-rational schwer zugänglichen Charakters sind habituelle Handlungsmuster nämlich dafür prädestiniert, zu Zentren von Herrschaft und Macht zu werden; und zwar so, dass die in ihnen sedimentierte Gewaltsamkeit schwer zugänglich, wenn nicht ganz verborgen bleibt.“ (Sonderegger 2010, S. 20)

Unsere subjektive Autonomie, die ja auch auf einer willentlichen Entscheidungsebene beruht, werde damit doch erheblich eingeschränkt. Schon Vester u.a. (1993) haben die Auffassung vertreten, dass Bourdieu zu diesem Missverständnis selbst beigetragen habe, da er beschrieben hatte, dass die „...Schemata des Habitus (...) als eine „zur Natur gewordene Geschichte“ wirksam werden.“⁴

Bourdieu wurde angesichts dieser Missverständnisse auch in späteren Veröffentlichungen allerdings nicht müde, zu verdeutlichen, dass in seinem Verständnis der Habitus nicht das ausschließliche Prinzip des Handelns sondern „ein Produktionsprinzip von Praktiken unter anderen“ sei. (Bourdieu 1989; S. 397) Der Habitus konstituiere einen Handlungsspielraum und der Mensch in seiner Individualität sei durchaus in der Lage, im Rahmen seines durch den Habitus begrenzten Spielraums viele alternative Handlungsformen zu entwickeln.

Will man diese Fragen weiter verstehen, müsste man sich mit dem Subjektverständnis von Bourdieu näher auseinandersetzen. Das kann und soll nicht Gegenstand dieser Arbeit sein. Die folgenden Ausführungen verlassen darum die Theoriedebatte im engeren Sinn und wenden sich nun dem Kontext von Supervision und dem Verstehen des vorliegenden Falls zu.

Vom Umgang mit dem Habitus in der Supervision

Wenn nun – und das beobachtet die Bildungs- und Sozialisationsforschung interessiert – der Habitus von Menschen sich im Verlauf ihrer Biographie in bestimmten Milieus und Feldern nach und nach aufbaut und zu routiniertem Handeln führt, so kann man ja fragen, wie er dem Menschen selbst bewusst wird und/oder welche (wenn auch geringen) Chancen es gibt, ihn zu beeinflussen. Diese Frage hat in den letzten 10 bis 15 Jahren vor allem die Bildungs- und Professionsforschung erreicht und u.a. Überlegungen angeregt, wie ein bereits in der Lebensgeschichte erworbener Habitus zu einem professionellen Habitus weiterentwickelt werden könnte.

⁴ Vester u.a. (1993), S. 194. Sie beziehen sich hier auf Bourdieu 1987, S. 104f.

Das ist z.B. im Blick auf eine Disposition zum Helfen gerade in der Sozialen Arbeit von nicht unerheblicher Bedeutung, denn professionelles Helfen kann nicht mehr einfach nur eine direkte Unterstützung bedeuten, sondern hat den Anspruch, die Selbsthilfepotenziale des Klienten aufzugreifen und mit ihm weiterzuentwickeln. Erste Untersuchungen zeigen, dass z.B. Studierende durch das Studium gedanklich und kognitiv diese Wende ihres Hilfe-Verständnisses durchaus durchlaufen. Zeigt sich diese Änderung von Verständnis aber auch in ihrem praktischen Handeln mit dem Klienten?⁵

Aus der Supervisionsausbildung wissen wir, dass nicht so sehr kognitive Lernprozesse, sondern eher persönliche Krisen und deren Bewältigung die Persönlichkeitsentwicklung und auch die professionelle Habitus-Bildung begünstigen. In einer neuen Lernsituation stehen uns – zum Handeln aufgefordert – vielleicht keine Routinen zur Verfügung. Diese Handlungsaufforderung erreicht in der Krise das Ich (vgl. Wagner 2004) und fordert dieses mit Druck zu einem kreativen und neuen Entwurf heraus. Aus Sicht der Affektlogik würde man sagen: die Denk- Fühl- Verhaltens-Schienen, auf denen wir normalerweise routiniert fahren, springen aus den Gleisen. (Ciompi 2016, S. 87) Aus neurobiologischer Sicht geht es darum, dass die inneren Bilder für ein gewohntes Handeln als nicht mehr erfolgversprechend angesehen werden (vgl. Hüther 2003).

Das Ich – nach Wagner (2004) handelt es sich hier um die Spontaneitätsinstanz des Ich – ist also zu einem Neuentwurf gezwungen. Die neue und erweiterte Identität entsteht nun in dem Maße, indem diese spontan entwickelte neue Handlung, dieser neue Entwurf auf der Folie des Alten – also rekursiv – begriffen und eingeordnet werden kann. (Wagner 2004, S. 112) Das neue Handeln wird somit erst durch die nachträgliche Reflexion und Selbst-Reflexion mit den eigenen und generalisierten Erwartungen anderer (dem ME, wie Mead es nannte), aber auch mit dem fachlichen Wissen in Verbindung gebracht. So könnte sich das fachliche und theoretische Wissen erst über krisenhafte Erfahrungen wirksam in der Identität verankern und nach und nach mit vielen Wiederholungen zu einer Disposition, zu einem Habitus werden.

Wenn man die verschiedenen Ansätze zu einer Theoriebildung der Supervision betrachtet, so fällt auf, dass vor allem Katharina Gröning (2013) den Habitus-Begriff aufgreift. Er spielt eine wichtige Rolle in ihrem Verständnis von Supervision als einer reflexiven Institution. „Reflexivität heißt bei Bourdieu vor allem eine Bereitschaft zum Bruch – vor allem zum Bruch mit sich selbst und auch zum Bruch mit den Institutionen, in denen man sozialisiert worden ist und denen man angehört.“ (Gröning 2013, S. 68) Ein solcher Bruch kann vermutlich nur bei einem Krisenbewusstsein vollzogen werden, wenn man bemerkt, dass das bisherige Handeln dem neuen Feld nicht mehr angemessen ist, dass der Sinn für ein hier erwartetes Spiel nicht oder noch nicht entwickelt ist. Der gelernte Habitus passt nicht, er gerät in einen

⁵ Forschungsergebnisse haben hier zu einer Ernüchterung geführt. So haben Becker-Lenz, R./Müller, S. (2009) in einer mehrjährigen und komplex angelegten Studie herausgefunden, dass selbst in einem mit viel Praxiserfahrung angereicherten dualen Studium der Sozialen Arbeit ein entsprechender professioneller Habitus nicht erreicht wurde.

Konflikt mit den vorhandenen Rollenerwartungen. In einem kritisch-reflexiven Verständnis von Supervision wäre nun genauer zu analysieren, was hier nicht passt. Habitus-Analyse kann sich folglich nicht einfach nur auf die persönlichen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata des Supervisanden konzentrieren, sondern muss in der Supervision immer gleichzeitig die institutionellen Herausforderungen des sozialen Raums in den Blick nehmen und kritisch untersuchen.

Unser Fall

Der Sozialarbeiter, der sich hier mit einer Schwierigkeit in seiner Leitungstätigkeit an die Supervisorin wendet, hat sicher schon mehrere Jahre mit dieser Schwierigkeit gekämpft. Mehrfach hat er die Stelle gewechselt, aber das Problem blieb. Seine bisherigen Lösungsversuche veränderten seinen Habitus nicht, er brachte sich selbst und seine typischen Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata stets auch in die nächste Leitungsstelle mit.

In den ersten Sitzungen der Supervision konnte durch die Reflexion von Fallsituationen erfolgreich an Verhaltensalternativen gearbeitet werden. Diese blieben aber ganz offensichtlich immer nur auf einer oberflächlichen Ebene, auch wenn die positive Entwicklung ihn beflügelte und er mit der Unterstützung in der Supervision zunehmend in seinen Leitungsentscheidungen sicherer wurde. Der Reflexionsraum der Supervision fungierte wie ein Rahmen, in dem etwas Neues entwickelt wurde, das er dann nach und nach auch in seinen Alltag übertrug. Die Supervision gab ihm eine verlässliche Sicherheit, er entwickelte einen Sinn für das Spiel, das einer Leitungstätigkeit in seiner Einrichtung angemessen war. Die Frage nach der eigenen genaueren Beschreibung dieser Veränderung, die Herausforderung zu einem eigenen Blick und zu einer eigenen sprachlichen Identifizierung der Veränderung brachte dann allerdings zutage, dass diese Veränderungen vielleicht noch nicht wirklich „inkorporiert“ waren.

Man kann sicher auch vermuten, dass mit meiner Frage danach, sein Lernen ins Wort zu bringen, für ihn eine mögliche Beendigung der Supervision am Horizont auftauchte und er davon zurückschreckte oder mir nochmal verdeutlichen wollte, dass er eigentlich doch gar nichts gelernt hatte. In meiner Gegenübertragung konnte ich einen gewissen Unwillen nicht übersehen. Nach meiner Einschätzung hatte er viel entwickelt und auch umgesetzt. Meinen Unwillen sprach ich nicht aus, wohl aber eine gewisse Verwunderung, da er nach meiner Wahrnehmung doch schon einiges erreicht hatte.

Diese meine Fragen und die erlebte Differenz zwischen uns führten aber dann zu einer Wende, denn der Supervisand stellte sich den biographischen Mustern und ging – gedanklich und sich erinnernd – auf die Familienerfahrungen ein. In dieser Erinnerung setzte eine Trauerarbeit ein, bei der ihm bewusst wurde, wie sehr er den Konflikten in seiner Familie

ausgewichen war, welche biographische Bedeutung diese Konfliktvermeidung hatte und wie sehr ihn das in seinem persönlichen Habitus geprägt hatte. Konfliktfähigkeit, Stehvermögen und die Bereitschaft zur offenen Auseinandersetzung aber gehören zu einer professionellen Leitungsrolle selbstverständlich hinzu. Sie sind für einen professionellen Habitus in diesem Feld unverzichtbar. Mit Bourdieu könnte man hier sagen: der Supervisand hatte durch die Reflexionen und das gemeinsame Nachdenken durchaus Handlungsalternativen entwickelt und aus der Supervision in seine Praxis übernommen, also vielleicht eine Hexis, eine Handlungspraxis angeeignet, aber diese Praxis war noch nicht in den professionellen Habitus übernommen. Erst durch die Selbstreflexion, durch den emotional nachvollzogenen Bruch mit einem biographisch erlernten Habitus, durch die selbstreflexiv gewonnenen Erkenntnisse, durch das Verarbeiten in der Trauerarbeit und mithilfe der Beratungsresonanz in der Supervision konnte er sich neuen Wahrnehmungsschemata und Denkschemata zuwenden und sie aneignen.

Ganz sicher ist das Nachdenken über die Erfahrungen des Supervisanden mit diesen Hypothesen allerdings noch nicht beendet. Um in Bourdieus Terminologie zu bleiben: Felder konstituieren einen ganz eigenen sozialen Raum. Und in diesem sozialen Raum – hier in dem der Sozialen Arbeit – spielt man nach eigenen Spielregeln, die der Supervisand sich durchaus in seiner bisherigen Professionalisierungsgeschichte angeeignet hatte. Die Unterstützung von Menschen mit geistiger Behinderung – und das war nach dem Studium sein Hauptbetätigungsfeld – erfordert eine sensible Wahrnehmung von Bedürfnissen. Diese Klienten anzuregen, ihre Potenziale zu nutzen und sich mit ihnen in Richtung mehr Autonomie und Lebenskompetenz aufzumachen – das hatte vor der Übernahme einer Leitungsrolle seine Arbeit bestimmt. Sein dazu erforderlicher Habitus passte gut mit dem biographisch erworbenen Habitus zusammen. Denn auch schon zuhause hatte er immer wieder mit den depressiven Stimmungen seiner Mutter zurechtkommen müssen. Die Helfer-Rolle als Sozialarbeiter passte gut zu diesen bereits entwickelten Sensibilitäten. Mit der Übernahme einer Leitung aber war eher der Umgang mit Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen gefragt, er musste sich abgrenzen, den Rahmen vorgeben und Konflikte aushalten und moderieren. Das führte zu einer neuen Herausforderung, der er sich schließlich durch die supervisorische Begleitung stellen konnte.

Literatur

Becker-Lenz, R./Müller, S. (2009): Der professionelle Habitus in der Sozialen Arbeit. Grundlagen eines Professionsideals, Bern

Bourdieu, P. (1987): Sozialer Sinn, Frankfurt a.M.

Bourdieu, P. (1989): Antworten auf einige Einwände. In: Eder, K.(Hrsg.) (1989): Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis, Frankfurt, S.395-410.

Bourdieu, P. (1997): Der Tote packt den Lebenden, Hamburg.

Ciampi, L. (2016): Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik, Göttingen.

Hüther, G. (2003): Fühlen, Denken und Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert, Frankfurt a.M.

Gröning, K. (2013): Supervision. Traditionslinien einer reflexiven Institution, Tübingen.

Krais, B./Gebauer, G. (2002): Habitus. Bielefeld.

Sonderegger, R. (2010): Wie emanzipatorisch ist Habitusforschung? Zur Kritik an Bourdieus Theorie des Habitus, in: LiTHes (Nr. 3, Juli), S. 18–39. Online verfügbar unter http://lithes.uni-graz.at/lithes/beitraege10_03/sonderegger.pdf, zuletzt geprüft am 29.08.2017.

Vester, M./von Oertzen, P./Geiling, H./Hermann, T./Müller, D. (1993): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung, Köln.

Wagner, H.J. (2004): Krise und Sozialisation. Strukturelle Sozialisationstheorie II, Frankfurt, Humanities online.